

Ebenso muß erwähnt werden, daß die große Zahl der Neuzuzügler diese gute Aufnahme gefördert haben. Für sie alle war das Leben der Kirche in seinen verschiedenen Formen wichtiger als die überkommene Trennung der Räume. Hier kann vielleicht das Wort unseres Bischofs Dr. Anton Hänggi Erwähnung finden, der bei der Vorlage des Projektes sagte: „Ich freue mich, daß Sie nicht nur ein Haus Gottes bauen, sondern ein Haus der Kirche.“

All diese erfreulichen Feststellungen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch Schwierigkeiten zu überwinden waren und sind. Ein Problem, das bei uns vielleicht verstärkt auftritt, ist jenes der Ehrfurcht. Immer wieder müssen wir vor allem die Kinder anhalten, daß z. B. in der Kapelle die nötige Haltung vor dem Allerheiligsten da ist und sich unterscheidet vom frohen Tun im Mehrzweckraum. Ein weiteres wichtiges Problem ist die Frage der Kompetenzen. Unser Kirchenrat hat klar und eindeutig festgehalten, daß der Seelsorger über die Nutzung dieses Raumes bestimmt. Für Zweifelsfälle stehen mir einige Laien zur Seite, die ich dann zu Rate ziehen kann. Diese Lösung hat sich gut bewährt und garantiert klar den Vorrang der Seelsorge.

Zusammenfassung

Mit Freude kann ich heute feststellen, daß sich unsere Lösung im großen und ganzen bewährt hat. Die Beweglichkeit aller Beteiligten hat in St. Konrad ein Leben entstehen lassen, das weit über dasjenige eines üblichen Pfarreizentrums hinausgeht. Unsere Pfarrei hat für Gottesdienste und übrige Anlässe den nötigen Raum und erfährt so Kirche in vielen Formen. Wir können aber auch vielen anderen Mitmenschen mit diesem Zentrum dienen und so ausstrahlen über die Pfarrei hinaus. Es liegt wohl nicht nur am Namen, daß viele Jugendliche und auch Erwachsene einfach noch sprechen „Mir gönd i Koni“.

Ob eine solche Lösung generell als Lösung für den Kirchenbau der Zukunft angesehen werden kann, wage ich zu bezweifeln. Zu viele örtliche Begebenheiten, Fragen der Bevölkerungsstruktur, des Raumangebotes usw. müssen mitspielen, damit eine der-

artige Lösung gelingt. Entscheidend wird nicht die Frage Mehrzweckraum oder nicht sein, sondern die Frage, wie wir möglichst glaubwürdig Kirche leben können. Dabei ist für mich persönlich ganz entscheidend, daß jede Lösung, gerade jene des Mehrzweckraumes, einen Geist atmet, der nicht nur zweckmäßig ist, sondern auch anspricht und den Gläubigen Geborgenheit schenkt.

Gottfried Hierzenberger

Drei Jahre Wotruba-Kirche . . .

Was man kaum erwartet hatte ist eingetroffen: Der Monumentalbau Wotrubas wurde zu einem Kommunikations- und Gemeindezentrum für eine buntgemischte Personalgemeinde und für viele sonst der Kirche eher distanziert gegenüberstehende Menschen. red

Am 24. Oktober 1976 wurde die „Kirche zur Heiligsten Dreifaltigkeit“ auf dem Sankt Georgenberg in Wien-Mauer eingeweiht.

Zwölf Jahre zuvor hatte der Wiener Bildhauer Fritz Wotruba mit den Plänen für eine Kirche im Zusammenhang mit dem Vorhaben einer Karmelgründung in Steinbach bei Wien begonnen.

Es sollte sein letztes großes Werk werden — nach seinen eigenen Aussagen ein Vorhaben, das ihn seit langem bewegte, für das er viele mehr oder minder unbewußte Vorarbeiten geleistet hatte (Plastiken, Bühnenbildentwürfe). Die erste Veröffentlichung der Skizzen und Modelle für die Karmelkirche in der Galerie nächst St. Stephan entfachte einen Sturm der Begeisterung bei den einen, der Entrüstung bei den anderen. Die „anderen“ setzten sich vorerst durch: das Karmelprojekt wurde abgeblasen! Die Initiatorin, Frau Dr. Margarethe Ottillinger, aber resignierte nicht, sondern dachte um in Richtung einer Gemeindekirche. Nach langem Suchen fand man einen entsprechenden Baugrund, nach langen Verhandlungen konnte im Juli 1974 mit dem Bau begonnen werden.

Ein kühnes Unterfangen, denn Wotruba war kein Architekt, er war Plastiker. So schuf er ein Modell, anhand dessen seine Mitarbeiter (sein Assistent Engelbert Lanzberger und der Architekt Ing. Fritz Gerhard Mayr) die Baupläne ausarbeiteten. Wer die Kirche gesehen hat, kann er-messen, was das für eine Herausforderung für den Statiker, für die Firma, für den Bauleiter, für die Arbeiter war! — Vor allem natürlich für Wotruba selbst. Er schreibt am 9. Juni 1975:

„Der Grundriß der Kirche widerspricht den gängigen Vorstellungen, weil er sich zum Prinzip der Asymmetrie bekennt. Eine Bauweise, die in der Vergangenheit nur selten zur Anwendung kam. Wenn dieser Bau glückt, wird er von großer Dynamik und Dramatik sein. Das scheinbare Chaos, das durch die Anordnung asymmetrischer Blöcke entsteht, sollte zuletzt eine harmonische Einheit ergeben. Eine Einheit bestehend aus vielen Teilen, unterschieden durch Form und Maß. Das Ziel ist: Ordnung—Gesetz—Harmonie. Elemente, ohne die der Glaube nicht auskommt. Eine Gemeinschaft besteht aus einzelnen. Ist ihre Gemeinschaft eine glückliche, dann kann man sie als eine harmonische bezeichnen. Das ist das Problem unserer Zeit und auch das der Kirche.

Dieser Bau soll zeigen, daß Chaos nur durch Gesetz und Ordnung überwunden werden kann. Diese Grundlage ist die Voraussetzung für ein Überleben.

Für mich ist die Kirche am St. Georgenberg ein Abenteuer, weil sie jetzt in der Phase der Arbeit in ständiger Wandlung und Verwandlung ist. Einem Künstler, der von Beginn an ein unverrückbares Ziel ansteuert, traue ich nicht. Auch in der Gotik hat man dazugebaut, verändert, verwandelt. Das Resultat sind die Dome, die noch heute die Kraft der Überzeugung haben und weitergeben.“ Nur wenige Wochen später starb Wotruba völlig überraschend. Er hat die Vollendung nicht mehr erlebt, aber sie gelang — und ist wohl eines der bedeutendsten Bauwerke Österreichs im 20. Jahrhundert, weil hier tragende existentielle Ideen Gestalt angenommen haben und die Kirche „eine einzigartige me-

taphysische Herausforderung“ darstellt, die ununterbrochen wirksam ist, die zur Auseinandersetzung und Antwort zwingt.

Leopold Ungar formulierte das so:

„Es ist uns gelungen, Gott zu banalisieren und die kirchlichen Gebäude auf Versammlungsgebäude zu reduzieren, obwohl in der Kirchweihmesse immer noch davon die Rede ist, daß dieser Ort ‚furchterregend‘ ist, weil hier ein Mensch, ein Sünder dem unendlich Heiligen begegnet.

Aufgabe des Kirchenbaues wäre es, nicht nur nach Prinzipien der Zweckmäßigkeit die Versammlung der Gemeinde zu betreuen, sondern ihr klar zu machen, daß sich hier mehr abspielt: Das Mysterium tremendum ...

Der postkonziliaren Christenheit Wiens hat Fritz Wotruba durch seinen Kirchenbau eine metaphysische Herausforderung vermittelt. Dies ist kein Zweckbau, also nicht moderne Architektur. Hier ist zugleich Harmonie und Disharmonie. Also ist der gute Geschmack verletzt. Das entstellte Ebenbild Gottes wird zur Korrektur der falschen Vorstellungen gezwungen, die es sich von Gott macht und darum auch der Vorstellungen, die es sich vom Gotteshaus macht.“

In den drei Jahren ihres Bestehens ist die Kirche zu einem echten Kommunikationszentrum geworden — noch nicht in dem Maße, wie es etwa Alexander Unger in seinem Beitrag *) erwartet, aber doch sehr lebendig, sehr kreativ, sehr international, sehr offen für verschiedenartige Menschen, sehr anders, als es in Pfarrkirchen sonst zugeht. Wer um die Wichtigkeit des Ästhetischen für den Glauben und die religiöse Erfahrung weiß, der sollte sich intensiv mit dieser Bauplastik auseinandersetzen, weil sie ein konkretes Beispiel dafür ist, daß man aus den Klischees und Stereotypen kirchlicher Bautätigkeit ausbrechen kann und wohl auch muß, will man nicht als Anbeter des Mythos des Funktionalen den lebendigen Gott aus dem Blick verlieren ...

* Die beiden Zitate und der erwähnte Beitrag finden sich in „Wotruba — die Kirche in Wien-Mauer“, mit Beiträgen von M. Ottillinger, R. Feuchtmüller, F. Heer, A. Unger, L. Ungar — fotografiert von O. J. Erwin Reichmann, Verlag Herder Wien — Freiburg — Basel 1977.